

Der Nasenstüber.

Indem sich Herr Frank über seinen witzigen Einfall, der ihm unversehens entfuhr, im Stillen wunderte und freute, sah sich Wilhelm auf einen Wink der Mutter nach der Thür um und huschte glücklich hinaus. Als er nach einer Stunde wieder aus seinem Schlupfwinkel hervorschlich, hatte sich die Hitze des Vaters abgekühlt. „Wilhelm,“ sprach er mit ruhigem Ernst, „laß Dich hinfort nicht mehr auf dem fahlen Pferde betreffen: Lügen aller Art schänden den Menschen; denn sie quellen entweder aus einem falschen Herzen oder aus einer feigen, knechtischen Seele.“ —

„Sehr wahr!“ fiel die Mutter ein. „Und man weiß nie, wie man mit Leuten daran ist, die sich dieß Laster angewöhnt haben. Hätte die Lüge, wie die Wahrheit, nur Ein Gesicht, so nähme man das Gegentheil von dem, was der Lügner sagt, für Gewißheit. Aber die Rückseite der Wahrheit zeigt uns tausend verschiedene Gestalten, und ist ein Feld ohne Gränzen.“ —

„Das klingt ja wie gedruckt!“ sagte Herr Frank mit einem etwas höhnischen Tone.

„Errathen!“ antwortete sie. „Ich habe mir diese Gedanken vor langer Zeit aus einem Buche aufgezeichnet; doch kann ich mich des Titels nicht flugs entsinnen.“

„Ei Schade!“ sprach Herr Frank. „Das wäre gerade die einzige Schrift, die ich lesen möchte, wenn sie mehr solche vernünftige Sachen enthielte.“ —

„Wirklich? — Nun so laß mich einen Augenblick nach-

denken! Der Name des Verfassers schwebt mir auf der Zunge.“

„Gib Dir keine Mühe!“

„Ja, nun weiß ich ihn schon! Er heißt Montaigne. — Soll ich Dir sein treffliches Werk: Gedanken und Meinungen über allerlei Gegenstände, verschreiben? Es sind sechs reichhaltige Bände.“

„Sechs Bände! — Davor bewahre mich der Himmel!“

„Seltsamer Mann, was Dich gleich für eine Angst überfällt! Du bist doch auf eine lächerliche Art bücherscheu!“ —

Er warf ihr einen zornigen Blick zu und lenkte sich wieder zur Hauptsache. „Wilhelm,“ sprach er, „ich rathe Dir nochmals, den heutigen Denktettel in Deinem Gedächtnisse wohl zu bewahren. Und hast Du künftig ein Mal einen unbesonnenen Streich begangen, so gesteh' ihn frei und du wirst mich zur Verzeihung geneigt finden.“ —

Kann ich's doch versuchen! dachte Wilhelm, und es zeigte sich bald eine Gelegenheit dazu. Er stieß unversehens, indem einst sein Steckenpferd mit ihm durchging, einen kleinen Tisch um, und seines Vaters goldgeränderte Mundtasse brach in Stücke. Man denke sich sein Schrecken! Er war allein, und sann einen Augenblick, ob er sich still aus dem Staube machen, oder allenfalls wieder die Schuld auf den Vater schieben wolle. Da er aber voraussah, daß er dennoch einer neuen Tortur schwerlich entgehen würde, so faßte er den Entschluß, sich selbst anzuklagen. Das that er, und es gelang über sein Erwarten. Der Vater ertheilte ihm statt der befürchteten Züchtigung einen Lobspruch, und beschenkte ihn sogar mit einem Pfefferkuchen. „Bravo!“ schmunzelte Wilhelm für

sich: „Man kommt, wie ich sehe, mit der Wahrheit gut durch die Welt!“

Diese Erziehungsweise war, aus gewissen Gesichtspunkten betrachtet, besser und löblicher als Herrn Franks eigene rauhe und ungehobelte Sitten. Es ging sich mit ihm und seinen Mucken nicht lieblich um. Er nahm nie ein Blatt vor den Mund, sagte jedermann seine Gedanken derb und trocken unter die Augen, und sprach und that überhaupt alles, was ihm gefiel oder bequem war. Dieses unartige Betragen nannte er Wahrheitsliebe; es war aber im Grunde nichts als blanke, baare Grobheit, die bei ihm, wie überall, aus Eingeschränktheit des Verstandes, schlechter Erziehung und Stolz entsprang. Er war reich, und glaubte daher in seinem Uebermuth, sich alles erlauben zu dürfen. Die Leute, mit denen er gewöhnlich Umgang pflog, machten ihm das Privilegium, dessen er sich annahm, nicht streitig. Es waren meistens arme Schlucker und Krippenreiter, die sich gern übel behandeln ließen, wenn es ihrem Magen nur wohl ging; und das war an Herrn Franks Tafel immer der Fall. Er hielt oft eben so wichtige Conferenzen mit seinem Koch, wie weiland der Kaiser Domitian mit dem römischen Senat, den er einst deshalb zusammenberief, um mit ihm über die Zubereitung eines ungewöhnlich großen Butt-fisches zu berathschlagen.

Uebrigens milderte Herr Frank den Fehler seiner unanständigen Geradheit durch die Tugend: daß auch er keinen Tribut von Komplimenten und übertriebener Ehrerbietung verlangte, worauf andere beutelstolze Grobiane — und heutiges Tages manche nicht höfliche Gelehrte — den stärksten Anspruch machen. Er war im Gegentheil allen Schmeichlern und Fuchschwänzern spinnefeind. Durf-

ten sich gleich seine Tischfreunde, wenn er beleidigende Ausfälle gegen sie that, nicht mit ähnlichen Waffen vertheidigen: so waren sie doch der hündischen Demuth und Kriecherei überhoben, womit sich mancher Schmarozer an den Tafeln der Großen und Reichen sein Stückchen Braten sauer verdienen muß. Die Gäste in Hühnenthal hatten nichts zu thun, als zu schweigen und allenfalls beifällig zu lächeln, wenn sie von dem Herrn Wirth angezapft wurden.

Wilhelm sah und hörte täglich, wie sein Vater den armen Wichten mitspielte, und ahmte bald diesem Vorbilde nach. Er nahm sich überall große Gurken heraus, nannte jedermann Du, und neckte alle Menschen, die ihm nicht gefielen. Der Vater hatte seine Freude daran und trat ihm immer, wenn Beschwerden über ihn einliefen, die Brücke. Das erfuhr unter andern ein gewisser Herr von Schierling, der in Hühnenthal wohnte.

Dieser bejahrte Edelmann (der, beiläufig gesagt, sehr klein und verwachsen war und auf beiden Augen schielte) begleitete zuvor, ehe er sich auf dem Lande niederließ, in der Hauptstadt die Stelle eines Justizraths und galt für einen tüchtigen Rechtsgelehrten. Er beging aber dennoch das Unrecht, einen seiner Collegen, der sich aus dem Bauerstande redlich emporgearbeitet hatte und ein achtungswerther Mann war, seine niedere Herkunft öffentlich vorzuwerfen und ihn mit einem entehrenden Schimpfworte zu belegen. Der Bauerssohn übertrug, stumm wie ein Fisch, seinem Daumen und Mittelfinger — besonders dem letztern — die Antwort, und des Edelmanns Nase wackelte fürchterlich. Diese Geschichte ward in der ganzen Stadt ruchbar und sehr belacht; denn der Empfänger des Nasenstübers war wegen seiner hämischen Gemüthsart we-

nig beliebt, und das Collegium, bei dem er angestellt war, freute sich vom Präsidenten bis zu den Kanzleidienern hinab, als er kurz nachher aus Scham seinen Abschied nahm und in Hühenthal ein Gütchen bezog, das er von einem Verwandten geerbt hatte.

Er hielt hier weder mit Herrn Frank, dessen nächster Nachbar er war, noch mit irgend einem andern Menschen Umgang, sondern lebte blos mit sechs oder sieben kleinen niedlichen Hündchen in der zärtlichsten Eintracht. Sie saßen auf hohen Sesseln mit ihm zur Tafel und begleiteten ihn bei seinen Spaziergängen. Einmals sprang Wilhelm, der ihm außerhalb des Dorfs begegnete, neben ihm und seiner vierfüßigen Gesellschaft rasch vorbei. Das nahmen die werthen Hündlein übel, fielen kläffend ihn an, legten eine Strecke hinter ihm her und verbissen sich in seine Rockzipfel. Herr von Schierling sah mit vornehmer Gelassenheit zu und war nicht so höflich, seinen Lieblingen Ruhe zu gebieten. Wilhelm hielt sich also zur Selbsthülfe berechtigt und brauchte seine Peitsche, mit der er gewöhnlich zu Schutz und Trutz bewaffnet war, so nachdrücklich, daß die Haare der Kläffer umherstoben. Sie flohen mit jämmerlichem Geschrei zu ihrem Patron. Er versammelte sie, wie eine Henne ihre Küchlein, unter seinen ausgebreiteten Armen, tröstete sie mit den zärtlichsten Worten und fluchte dazwischen auf den kleinen Frank, der von weitem stand und jubelnd in die Hände klatschte.

In der Folge nahmen die Hunde Reißaus, sobald sie ihn sahn. Wenn er zum Beispiel an den Fenstern ihres Brodherrn, der im Erdgeschosß wohnte, Mittags vorbeiging, sprangen sie über Hals und Kopf von ihren Stühlen und krochen furchtsam zu Winkel. Das belustigte ihn, und er machte sich oft den Spaß, sie durch seine Erschei-

nung zu erschrecken. Vergebens wurden die Fenster mit Vorhängen verwahrt. Schon der Knall seiner Peitsche verdarb den Hündchen ihren Appetit, und er klatschte ihnen richtig alle Mittage eine gesegnete Mahlzeit.

Herr von Schierling verklagte ihn endlich bei seinem Vater und forderte von demselben, daß er seinem Sohne nicht nur die Tafelmusik der Karbatsche verbieten, sondern auch sogar untersagen sollte, sich an den Plätzen, wo Ihro Gnaden zu lustwandeln pflegten, sehen zu lassen.

„Wo denken Sie hin?“ rief Herr Frank und lachte ihm ins Gesicht. „Wie können Sie sich anmaßen, mir hier in meinem Gebiete Gesetze vorzuschreiben? — Wenn mein Sohn mit seiner Peitsche knallt, so führt er blos Krieg mit der Luft, die sich das geduldig gefallen läßt, und im übrigen hat er mehr Recht, auf Gottes Erde zu wandeln als jeder Hund, wenn er auch das Herzblatt und der Tafelgenosß eines Königs wäre. — Drum laß Dich nicht irren!“ fuhr er gegen Wilhelm fort. „Schwärme Du herum, wo Du willst! Das Dorf ist mein: und wem es hier nicht gefällt, der mag sich einen Ort suchen, wo die Menschen schwach genug sind, sich ins Bockshorn jagen zu lassen und vor Hunden Respekt zu haben.“ —

Herr von Schierling kochte innerlich wie ein Feuerberg; aber er wagte nicht, die Lava seines Zorns ausströmen zu lassen, weil ihm vermuthlich bange war, seine Nase möchte wieder so schmerzlich erschüttert werden, wie bei der Fehde mit dem bürgerlichen Justizrath. Er biß eine Minute lang schweigend auf seine Unterlippe, packte krampfhaft die langen Schöße seiner Sammtweste, rückte sie heftig auf und nieder, und that zulezt mit seinem rechten Storchbeine einen mächtigen Tritt gegen die Erde. „Nun gut!“ schäumte er zwischen den zusammen geknirschten

Zähnen hervor. „Nun gut, Herr Frank! Ich verkaufe mein Gut und verlasse Ihr Dorf, auf dessen Besitz und Regierung Sie sich so viel einbilden, als ob's ein Kaiserthum wäre!“ — Er versicherte sich bei diesen kühnen Worten der Thüre. — „Aber Ihm, Monsieur Wilhelm,“ rief er auf der Schwelle, „Ihm werd' ichs gedenken, was er mir und meinen armen Hunden zu Leide gethan hat!“ —

Vater und Sohn beantworteten diese Drohung mit einem Hohngelächter, und der Edelmann ging mit schnellen Schritten davon. Acht Tage nachher zog er mit seinen Busenfreundchen wieder in die Stadt; denn er rechnete darauf, daß nun der Nasenschneller, der ihn aufs Dorf geschleudert hatte, mit Gras bewachsen sey.

3.

Der Ohrwurm.

Wilhelm war in seinen Flegeljahren schon ziemlich weit vorgerückt, als er noch nicht angefangen hatte, lesen zu lernen. Sein Vater erstreckte den Abscheu, den er vor allen Druckschriften hegte, sogar bis auf das ABCbuch, und hatte sich in den Kopf gesetzt, seinen Sohn so spät als möglich mit diesem Urquell der ihm verhaßten Gelehrsamkeit bekannt werden zu lassen. Nur Döbels Jägerpractica fand Gnade vor seinen Augen und machte seine ganze Bibliothek aus.

Eines Abends war Wilhelm auf dem Sopha eingeschlummert; der Vater saß am Tische müßig wie immer — wenn man ihm die fünfzehnte Pfeife, die er an diesem Tage rauchte, nicht etwa für eine Arbeit anrechnen will; — die Mutter strickte, von langer Weile gefoltert; denn